Russische Censurcuriositäten.

Der russische Schriftsteller Jokuschkow veröffentlicht in den „Russkije Wedomosti" seine Erinnerungen an die russische Censur der vierziger Jahre und erwähnt ganz besonders des Censors Krossowski, der damals in der russischen Literatur gleich einer Alles vor sich hinmähenden Epidemie wüthete. Folgende Leistungen charakterisiren diese „Pestbeule der russischen Schriftsteller" damaliger Zeit. In einem Gedicht „Stanzen und Elise" hatte der Censor folgende Verse: gestrichen und zur Begründung seines strengen Verfahrens Randbemerkungen gemacht, die interessant genug sind.

1) Ein himmlisches Lächeln verklärte
Dein Gesicht.

(Viel zu stark gesagt, lautete die Randbemerkung des Zensors, ein Frauenzimmer ist nicht würdig, daß ihr Lächeln himmlisch genannt werde.)

2) Und schweigend ruht sein Blick auf Dir.

(Das ist eine Zweideutigkeit, die nicht geduldet werden darf.)

3) Und Du verstandest, was meine Seele suchte.

(Es müßte genau angegeben werden, was eigentlich gesucht wird, da doch hier von der Seele die Rede ist.)

(4 Was kümmert mich der Leute Meinung! Dein liebevoller Blick allein
Ist mir mehr werth, als das Weltall!

(Viel zu stark gesagt; außerdem scheint der Verfasser ganz zu vergessen, daß es im Weltall auch Monarchen und Behörden giebt, die man doch nicht niederer stellen darf, als den Blick eines Weibes.)

5) Wie wünschte ich in der Wüstenstille
An Deiner Seite selig hinzuleben!

(Solche Gedanken darf man überhaupt nicht aussprechen; das will so viel sagen, daß der Dichter aufhören will, seinem Herrscher dienen, bloß um nahe seiner Geliebten zu leben; außerdem kann man die Seligkeit nur im Evangelium, aber nicht bei einem Weibe finden!)

6) Wie wünscht' ich Dir mein ganzes
Sein zu weihen!

(Was bleibt dann für Gott übrig?)

7) Zu Deinen Füßen Ruhe finden, die
Leier stimmen.

(Für einen Christen gar zu erniedrigend und sündhaft, zu den Füßen eines Weibes zu sitzen.)

8) Nur Dir zu leben, keine Trennung fürchtend,
Dich stets zu sehen, für Dich allein zu athmen,
An Deinem Herzen, Theuerste, das Glück zu finden.

(Alle diese Gedanken widersprechen dem Geiste des Christenthums.)

— Die größte Blume der Welt ist nach W. Watson eine Aroidee, welche auf der Insel Sumatra einheimisch ist. Dort wurde sie 1878 von Odoardo Beccari am Fuße des Vulkans Singa- (Provinz Padang) 364 Meter über dem Meeresspiegel entdeckt. Die Pflanze treibt bis zur Blüthezeit nur ein einziges Blatt, das bis zu einer gewaltigen Größe heranwachsen kann; Beccari maß am Fundorte ein solches von 15 Meter Umfang. Der dazu gehörige Blattstiel stellte eine Säule von 15 Meter Höhe und 0,90 Meter Umfang dar, die sich oben in drei schenkeldicke Aeste verzweigte. Ein solcher Blattstiel gleicht im Tropenwalde einem blattrindigen, von weißlichen Flechten bewachsenen Baumstamme. Die den Blüthenkolben umhüllende Blüthenscheide stellt bei ihrer Entfaltung einen mächtigen, hellgrünen, oben weißen und 1,20 Meter breiten Trichter dar, dessen sammetglänzende Innenseite tief weinroth gefärbt ist. Der rahmgelbe Blüthenkolben wird bis 1,50 Meter hoch und verbreitet einen durchdringenden Geruch nach Fischleichen. Dieser Geruch lockt ganze Schwärme von Fliegen herbei, die an dem Kolben entlang bis in den unteren Theil des Scheidentrichters hineinkriechen und so die Uebertragung des Blüthenstaubes auf die Narben zur Befruchtung vermitteln. Samen von dieser Pflanze wurde zur Zeit in den Warmhäusern des Marchese Bardo Corsi bei Florenz ausgesät und glücklich zur Entwickelung gebracht. Ein kleines Exemplar der aufgekeimten Pflanzen kam in die königlichen Gärten von Kew, wo es nach zehnjähriger Pflege über dem Lauwasserbecken der Victoria regia im Juni des vorigen Jahres zur Blüthe gelangte. Die ganze Entwicklung bis zur Blüthe nahm somit 11 Jahre in Anspruch.

— Die Reise des russischen Forschers Jancinzef im Gebiete des Selenga, der sich in den Baikalsee in Sibirien ergießt, ist eine außerordentlich erfolgreiche gewesen. Dem Reisenden ist es vergönnt gewesen, nicht nur Spuren alter Städte und Schlösser, sondern auch Inschriften auf Steinen und Grabsäulen zu entdecken, aus denen sicherlich manches Licht auf die Mongolengeschichte des Mittelalters fallen wird. Die wichtigsten Entdeckungen wurden im Bereich des Orson gemacht. In einem Thale fand man die Ueberreste einer massiven Bauanlage, die mit Lehmmauern umzogen, aus denen ein Thurm von 12 Metern Höhe emporragte. Diese Ruinenstätte ist nach Ansicht des Reisenden nichts anderes als der Ueberrest der berühmten Residenz Dschingischans — des vielgesuchten Karakorum.

— Der Prinz von Wales enthüllte jüngst das von den Officieren und Mannschaften des königlichen Geniecorps dem in Khartum gefallenen General Gordon in Chatham gesetzte Bronce-Denkmal, welches Gordon auf einem Kameele reitend darstellt, wie er seine letzte Reise durch die Wüste nach Khartum antritt. Sein Haupt ist mit einem Fez bedeckt und in der rechten Hand hält er einen Stock. Das Sockel trägt auf einem Medaillon folgende Inschrift: „Charles George Gordon, vom königlichen Geniecorps, Ritter des Bathordens, Generalmajor der britischen Armee, Mandarin von China, Pascha der Türkei, Generalgouverneur des Sudan. Er wurde geboren in Woolwich am 28. Januar 1833 und getödtet in Khartum am 26. Januar 1885. Errichtet von dem Corps der königlichen Ingenieure." Der Herzog von Cambridge, der Kriegsminister Stanhope, Lord Wolseley und viele andere höhere Generäle wohnten der Enthüllungsfeier bei.

Vom Tanze.

Jedes Volk hat seine Nationaltänze, die dem Volkscharakter entsprechen, und selbst die von fremden Nationen angenommenen Tänze werden dem Volkscharakter angepaßt. In unserer Zeit freilich, wo die Cultur jede Eigenthümlichkeit zu verwischen strebt, sind auch die mit den fremden Tänzen vorgenommenen Veränderungen nicht mehr so bemerkbar. In früherer Zeit jedoch waren die Unterschiede zwischen den Tanzweisen der einzelnen Völker sehr bedeutend. In Frankreich hat die Tanzkunst von jeher einen bevorzugten Platz eingenommen und die Tänze der Franzosen haben schon früh ihre Reise um die Welt gemacht. Im Jahre 1581 pflegte man in Deutschland den Ballo francess, einen Tanz im 4/4 Takt mit Orgelmusik. Ebenso gab es im Jahre 1577 einen Ballo Anglais, ebenfalls im 4/4 Takt. Neben den französischen hatten auch die heimischen Tänze ihre Geltung, und vom Heierlei des dreizehnten Jahrhunderts bis zum modernen Walzer dehnt sich eine lange Reihe beliebter Tänze, die meistentheils vom Lande in die Salons kamen und sich da eingebürgert haben.

An den deutschen Fürstenhöfen herrschte während des Mittelalters eine überaus steife Etiquette, die auch nicht verfehlte, ihren Einfluß auf die Tänze an den Höfen auszuüben. Nach dem Turnier fand ein Fackeltanz statt, wo jeder Ritter mit der Dame tanzte, die ihm einen Dank (Turnierpreis) gegeben. „Es tanzten alle Fürsten, Grafen und Herren sammt den Rittern, und denen vom Adel, besonders die, so Dank und Kränze empfangen hatten, und that ein Jeder mit derselben Frau oder Jungfrau einen Vortanz." Der Fackeltanz ähnelt unserer Polonaise, die von ihm abstammen mag, nur werden den Kolonnen Lichter und Fackeln vorgetragen. Es herrschte bei den Turnieren und den Hoftänzen großer Prunk. Eine Verordnung aus dem Jahre 1479, bei Gelegenheit des Turniers zu Landshut erlassen, gibt uns darüber Auskunft. Dieselbe lautet: „....Nachdem jedem Ritter guten Sammet und Perlen zu tragen behalten (gestattet) ist, so haben wir doch hierin beschlossen, daß Niemand Röcke oder Schauben mit Gold gestickt, noch von gesticktem Sammet tragen soll, womit er sich auf diesem oder anderen Turnieren zu schmücken fürnehmen wollte. Wer des überführt wird, der soll von allen Edlen und Rittern verachtet sein, auch in dem Turnier zu keinem Vortanz oder Dank zugelassen werden. Durch die Hauptleut ist zu ordnen, wer die Tänze ausgeben, auch den Wein, das Konfekt und die Kerze halten soll."

Das Tanzvergnügen war von kurzer Dauer und von Confekt und Wein versüßt, wahrscheinlich damit die Paare sich nicht zu sehr langweilten. Das Tanzvergnügen wurde an den Höfen auch nicht zu allen Zeiten gleich gepflegt. Kaiser Friedrich III. „wollte lieber das Fieber haben als tanzen", Siegmund dagegen war so tanzlustig, daß er während seines Aufenthaltes in Straßburg im Jahre 1414 von 150 Frauen aus dem Bett geholt wurde, mit denen er tanzen mußte. Da sie ihn barfuß entführt hatten, kauften sie ihm in der Korbergasse für sieben Kreuzer ein Paar Schuhe.

Nach und nach kamen auch französische Tänze in Brauch. Die Sarabande, die Courante, Bourée, der Branle und die Galliarde wurden immer beliebter und im siebzehnten Jahrhundert tanzte man bereits in Deutschland das Menuett. Als eine Nachahmung der französischen Bals champètres dürfen die deutschen Bauernhochzeiten gelten. Das Fürstenpaar stellte den Wirth und die Wirthin dar und die Hofdamen die Mägde. An Bauernburschen durfte es natürlich auch nicht fehlen, deshalb übernahmen die Kammerherren diese Rolle. Friedrich August von Sachsen veranstaltete 1728 zu Ehren Friedrich Wilhelm's I. von Preußen eine solche Bauerwirthschaft, an der 24 Herren und Damen als Burschen und Mägde in verschiedenen Dorftrachten kostumirt theilnahmen. Ländliche, zu Quadrillen verarbeitete Tänze wurden getanzt und die Fürstin von Teschen nahm sich als Bäuerin ebenso gut aus, wie der König als Bauer. Eine besondere Sitte an deutschen Höfen war das „Incognitotanzen". Wenn eine Prinzessin sich herabließ, mit einem ihr an Rang nicht gleichstehenden Herrn zu tanzen, so hatte sie eine Larve vor dem Gesicht, so lange der Tanz dauerte. Solches Tanzen mit „Inferioribus" nannte man incognito tanzen. Nach und nach wurden auch die Tanzvergnügungen, soweit es die Etikette erlaubte, weniger steif. Man tanzte das Menuett und zu Anfang dieses Jahrhunderts bürgerten sich das Tempet, die Kegelquadrille, der Walzer und andere Tänze ein.

Der Adel hat sich stets nach dem Hof gerichtet, aber seine Tanzfestlichkeiten waren weniger steif und weniger langweilig und auch nicht so trocken. Den Tänzern kam es auf ein „Gesäufte" nicht an und ein „guter ehrlicher Rausch" war auch keine Seltenheit. Die ganze freie Zeit, die ungefähr 24 Stunden täglich umfaßte, war der Jagd und dem Gelage gewidmet, wenn man nicht schlief oder sonst sich beschäftigte. Wenn sie aber bei besonderen Gelegenheiten, wie bei einer Hochzeit, tanzten, so war es ihnen Alles eins, ob sie tanzten oder am Humpen sich ergötzten. Die Patricier der freien Reichsstädte hingegen pflegten mit Leidenschaft den Tanz. Jede Stadt hatte ihre „Tanzstube", die mit der Trinkstube der „Herren" verbunden war, und wo es kein eigenes Tanzhaus gab, da hatten sie Erlaubniß, im Rathhause ihre Bälle abzuhalten. Jede Gelegenheit, besonders die Hochzeiten, wurden zum Tanzen benutzt. Wenn die Braut in's Bad geführt wurde, so schmauste und tanzte man im Badehause. Zur Fastenzeit mußten mindestens zwei Geschlechtertänze arrangirt werden. Dann ging man den Rath um Erlaubniß an, das Tanzvergnügen zu gestatten und einige junge Herren übernahmen es, die Einladungen zu machen.

In Augsburg trugen die Einladenden ein karmoisinrothes Atlaswamms, rothe Hosen mit rothem Doppeltafft durchzogen und mit rothseidenen Schnüren verbrämt. Auf der linken Schulter hing, ähnlich wie die Dolmans, ein rothwollenes Mäntelchen, das bis zum Gürtel reichte. Als Kopfbedeckung diente ein mit goldenen Schnüren umwundener Kranz. Bei solchen Tänzen trugen die Damen Maskenkostüms, aber ohne Larve vor dem Gesicht, nur die verheiratheten Damen hatten einen dichten Schleier vor, und die Männer waren nicht blos für die eigene, sondern auch für die Aufführung derer verantwortlich, die sie mitgebracht haben, damit „kein Zank, Hader, Schmäh- oder Schlaghändel" entstehe. Für die Ordnung hatten die drei Stubenmeister zu sorgen, ihnen lag es ob, jeden Streit zu schlichten und den Schuldigen zu bestrafen. Bei einer Hochzeit auf dem Geschlechterhause wurde „wenig, aber gut gegessen und guter Wein getrunken". Der Schmaus dauerte nie länger als drei Stunden. „Da ging Alles so herrlich und tugendlich zu, und durften nicht mehr als fünf Paar auf einmal tanzen, wegen der langen Schleif oder Schweif, so die Frauen an den Röcken trugen, etliche Ellen lang". Manchmal wurde auch vor dem Essen getanzt. Aus der Kirche begab sich der Zug in die Herrenstube, und nachdem die Brautführer und Kranzjungfern das Brautpaar beglückwünscht, „thäte man noch vor dem Imbiß ein züchtig Tänzelein. Es durfte aber keiner einen Tanz anfahren oder füren, es wäre ihm denn von einem der Platzmeister anbefohlen worden, oder eine Frau oder Jungfrau eingehändigt worden," Es gehörte zum Amt der Platzmeister, Ordnung zu halten und den „Manns- und Weibspersonen" ihrem Range gemäß einen Platz am Tische anzuweisen.

Bei den Geschlechtern war das Tanzvergnügen sehr beliebt. Sie pflegten die Galliarde, den Saltarello, Passamezzo, la volte du roy, courante du roy, den Imperial, die Bouré belle Anglaise, Hoppeltanz, Hupfauff und wie die Tänze alle heißen mögen. Auch der Walzer, der schwäbischen Ursprungs zu sein scheint, wurde bald in ganz Deutschland sehr beliebt.

Wie Hans von Schweinichen in seinem Reisetagebuch erzählt, machten die Tänzer alles nach, was die Vortänzer machten. Wenn diese sich drehten, so durften die Tänzer sich auch „verkehren", und wenn sie sich herzten, so durfte der Tänzer seine Tänzerin auch herzen. Damit dieses recht oft geschähe, wurden die Anführer bestochen. Junker Hans von Schweinichen befand sich sehr wohl dabei, denn „wie gesagt, die Jungfrauen waren schön und gaben höfliche, auserlesene gute Worte."

Mit dem achtzehnten Jahrhundert erlosch der Glanz der Geschlechter und die Pflege des Tanzes ging in die Hand der Zünfte über und später in die der Bürger.

M. Folticincano.

Nach der Annahme der Wilson Bill: Bundessenator zu seinen Collegen: „Nochmals, Jungens, die Gläser gefüllt. Das hindert ja die Prohibitionsabstimmung nicht."

Terzett durstiger Jowaer: Schnapps, Wein, Bier in Masse dort (in Illinois) und nicht ein Tropfen für uns!

— Probates Mittel. Man schrieb das Jahr 1843. Die Schützengilde einer kleinen Stadt wollte sich gern ein Schützenhaus bauen, doch fehlte es am Gelde! Kurz entschlossen machte sich eine Deputation auf den Weg zum Landesfürsten, um ihm die Bitte der Gilde ans Herz zu legen. Durchlaucht war aber als Knicker bekannt, doch wußte man auch, daß er nicht gerne lange Reden hören mochte. Diesen Umstand nun machten sich die Schützenbrüder zu Nutze. Der Sprecher hielt in der Audienz eine dermaßen lange und langweilige Rede, daß dem Fürsten der Schweiß vor Ungeduld ausbrach. Endlich war die Rede gehalten. Durchlaucht athmete erleichtert auf und fragte, ob noch sonst etwas anzubringen sei. Auf diese Weise hoffte er die lästigen Besucher los zu werden. „Nein, Durchlaucht, erwiderte der Obmann der Deputation, „wir haben nur den Befehl erhalten, die Rede noch einmal zu halten, falls unsere Bitte nicht erfüllt würde." Da sprang der Fürst entsetzt auf und rief: „Ich bewillige alles, schweigt nur still!

Der Wunderdoctor von Cucugnan.

Eine provencalische Fabel.

Er besaß große Kenntnisse, der gute Doctor, denn er hatte viel gelernt, und doch wollte man in Cucugnan, wo er sich vor zwei Jahren niedergelassen, kein Zutrauen zu seiner Kunst fassen. Immer traf man ihn mit einem Buche in der Hand. Da sagten sich die Cucugnesen: „Unser Arzt kann Nichts, absolut Nichts. Von früh bis spät und vom Abend bis zum Morgen liest er. Wenn er liest, so ist das ein Beweis, daß er Nichts kann; kann er aber Nichts, so ist er ein Ignorant."

So philosophirten die guten Cucugnesen und hatten nun einmal kein Zutrauen.

Ein Arzt ohne Kranke gleicht aber einer Lampe ohne Oel. Und doch muß man sich das ärmliche Dasein verdienen. Der arme Teufel verdiente aber nicht einmal das Wasser, das er trank.

Es war Zeit, daß sich die Dinge änderten. Sein Gürtel, den er bereits bis zum letzten Loch geschnallt, wurde ihm wieder zu weit. Und je mehr der Magen knurrte, desto eifriger sann er über ein Mittel nach, das ihn aus seiner schlimmen Lage befreien könnte.

Eines Tages ließ er in ganz Cucugnan bekannt machen, daß seine Kenntnisse so groß, so mächtig seien, daß er nicht blos im Stande wäre, Kranke aller Art zu heilen, was eigentlich ein Kinderspiel ist, sondern auch Todte zu erwecken und zwar nicht frisch verstorbene Todte, sondern alte nach allen Regeln der Todtengräberkunst begrabene Todte. „Ich werde sie auferwecken", rief er voll Selbstbewußtsein, „am hellen Tage auf dem Kirchhofe vor Jedermanns Augen."

Es glaubte ihm zwar niemand, aber die Ungläubigen sagten sich doch: „Was verlieren wir, wenn wir ihn auf die Probe stellen? Man muß ihn bei der Arbeit sehen. Er hat so viel gelesen! Und wie viele Erfindungen werden nicht alle Tage gemacht! — Bah! Gehen wir hin! Vollbringt er das Wunder, so wollen wir ihm Beifall klatschen, wenn nicht, so wollen wir ihn mit Steinen zudecken, dann mag er seine Kunst nur an sich selber probiren".

Man beschloß also, sich Sonntags Nachmittags auf dem Friedhof zu versammeln, wo dann der Doktor einen, wenn nöthig, auch zwei Todte auferwecken sollte. Manche alte Jungfern sprachen sogar von neun oder zehn jungen Männern.

Noch vor der festgesetzten Stunde war der Friedhof voll, wie die Kirche an einem schönen Ostertage, und als es zwölf schlug, drängte sich der Doktor, angethan mit einem schweren Talar durch die Menge.

Als er auf einem Piedestal Platz genommen, grüßte, hustete und räusperte er sich laut.

„Meine Freunde," begann er laut, „ich habe Euch versprochen, einen Todten auferstehen zu lassen; ich werde Wort halten. Ich erhebe meine Hand! — Bitte um Ruhe! — es ist mir ebenso leicht, Jaques oder Jean, wie Nanon oder Babeau, Claude oder Simon aufzuerwecken. Wollt Ihr, daß Simon auferstehen soll? Wie nanntet ihr ihn doch? Simon Cabanie, der vor einem Jahr an einem bösen Schnupfen gestorben ist?"

„Bitte um Verzeihung, Herr Zauberer, rief Katharina, Simons junge Wittwe. „Er war gewiß ein braver Mann, der mich glücklich machte, und den ich beweinen werde, solange mir Gott die Augen im Kopfe läßt. Aber erweckt ihn nicht, denn am Ende des Monats lege ich die Trauer ab, da der lange Paskal mich heirathen will. Die Aufgebote sind schon erfolgt und die Brautgeschenke habe ich auch schon bekommen. Wenn das der arme Simon mit ansehen müßte, stürbe er vor Gram."

„Es ist gut, daß Ihr es mir sagt, Katharina! Dann wollen wir die rothhaarige Nanon lebendig machen, die am letzten Lichtmeßtag begraben worden ist."

„Hütet Euch, Herr Zauberer," schrie Jaques Lamell drohend, indem er die mit einem Stein bewehrte Rechte erhob. „Die Nanon war meine Frau. Zehn Jahre haben wir miteinander verlebt, für mich zehn Jahre Fegefeuer; ganz Cucugnan weiß es. Mag sie zu meiner und ihrer Ruhe bleiben wo sie ist. Sie war beißend wie spanischer Pfeffer, starrköpfig wie ein Maulesel und eitel und dabei schmutzig; sie war eine Verschwenderin und hatte eine Zunge! eine wahre Schlangenzunge, Herr, so daß sie die heilige Jungfrau und den heiligen Joseph zum Raufen hätte bringen können. Und — doch ich kann nicht alles herausjagen."

„Aber, mein Freund, man könnte doch —

„Ich warne Euch, Herr Zauberer," grollte Jacques. „Todte Frau, neuer Hut! Da mir Nanon drei Kleine hinterlassen hat, die mir, nebenbei gesagt, gar nicht ähneln, habe ich mich wieder verheirathet. Eure Mühe wäre also vergeblich, wie Ihr seht."

„Ah, ah, ich begreife," begütigte ihn der Doktor. „Es ist klar, daß Ihr nach bestandenem Fegefeuer auch noch die Hölle durchmachen müßtet. Ein Weib ist schon mehr als genug." Sich den langen Bart streichend, nickte er Jacques Lamele verständnißinnig zu und erhob seine Stimme von Neuem:

„Wie wäre es, wenn ich den Meister Peter auferwecken würde? Denn Einer muß doch auferstehen!"

„Meint Ihr den Meister Peter von Mas-Viel?" fragte Felix Dickfaust zögernd.

„Gewiß, den Meister Peter von Mas-Viel; das war ein braver Mann."

„Es war ein braver Mann, daß Gott ihm den ewigen Frieden schenke. — Er war ein Heiliger, mein guter Vater! — Erweckt ihn nicht, denn wenn er wiederkäme, würde ihm das Herz vor Kummer brechen bei dem Streit, der zwischen den Geschwistern herrscht. Und er liebte doch den Frieden über Alles. Wir haben uns nach manchem Faustschlag, nach mancher Rauferei und einem endlosen Proceß in unser Erbe, das aus einigen Stückchen Land bestand, getheilt. Jeder von uns hat einen Haufen Kinder und müssen sehen, wie wir uns durchschlagen. Jeder sucht, alles Wasser seiner Mühle zuzuführen."

„Es wäre also nicht möglich, daß ich ihn aufweckte?"

„Nein, nein," beeilte sich Dickfaust zu erwidern. „Wenn er auferstünde, müßten wir den armen Greis ein Monatsgeld aussetzen; nichts wäre gerechtfertigter, als das. Die Jahre sind aber so schlecht, Herr Zauberer! Ihr wißt wohl, die Seidenraupen thun Nichts, oder wenn sie was thun, so ist es das, daß sie sterben. Die Rebenstöcke sind krank, das Getreide ist nicht anzubringen. Die Oliven haben Würmer: es regnet nicht; der Krapp ist werthlos.

„Na, meinetwegen! Gönnen wir dem armen Peter die Ruhe. Da ich aber nicht gekommen bin, Perlen aufzureihen, und Ihr nicht um mir bei dieser Arbeit zuzusehen, will ich erwecken — wen! sagt selber, wen ich erwecken soll.

„Meine arme Gatoune! Gebt mir meine arme Gatoune wieder," bat eine alte Frau unter Thränen.

Der Wunderdoctor that, als ob er Nichts gehört habe und blickte sinnend vor sich nieder. Schon erhob sich ein Gemurmel unter den Anwesenden, als ein junges Mädchen lebhaft ausrief: „Laßt sie ruhen, Herr Doctor. Die arme, schöne Jungfrau that Recht, daß sie starb. Auf dem Todtenbett hat sie mir Alles vertraut — dann haben wir sie mit dem Brautkleid und dem Myrthenkranz geschmückt. Meine arme Freundin sah aus wie eine Braut. — Bleibe in der Erde, Du Heilige, denn der, welchen Du liebtest, ist mit einer Andern durchgegangen."

Der gute Doktor wischte sich eine Thräne aus den Augen und rief salbungsvoll: „Ruhe in Frieden!" Auch die Augen der Anwesenden wurden naß. „Ruhe in Frieden!" erscholl es leise von allen Seiten.

Nach einer Kunstpause begann der Wundermann: „Auf die Dauer wird es mir langweilig, hier unthätig die Zeit zu verbringen. — Ich kenne Einen, der weder Frau, noch Kind, noch Schwester oder Bruder, sondern nur das Beispiel seiner Tugend Allen, und seine paar Heller Eurem Hospital hinterlassen hat. Soll ich Euren Geistlichen, den Ihr Alle so geliebt und beweint habt, aufwecken?"

„Nein, nein," schrieen einige Betschwestern. „Thut es ja nicht, Herr Zauberer!"

Und Dame Rousseline, die Mutter der Congregation fügte hinzu: „Der liebe, gute Mann! Wie alt und wie taub er war, taub wie ein Topf! Wenn man ihm in der Beichte schwarz sagte, verstand er weiß. Lassen wir ihn im Schoße Abrahams; wir haben an seiner Statt einen kleinen jungen Hirten erhalten, der sehr gut aussieht! Er ist sehr lobenswerth, unser neuer Geistlicher. Er singt wie eine Orgel, predigt wie ein Erzengel und führt seine Herde, wie es sich gehört."

„Was soll ich darauf erwidern! Wenn dem so ist, wollen wir uns anderweitig umsehen. Seht, hier ist ein kleines hölzernes Kreuz, das von Gras und Blumen verdeckt ist, als wollten sie dessen schwarze Farbe verdecken. Hier ruht ein Säugling; kaum zehn Monate war das Kind alt geworden. Es wäre in der That eine Sünde, es aus seinem Schlummer zu stören; es ist so glücklich, nicht in einer so selbstsüchtigen und feigen Welt zu leben, wo man zu hören bekommt — was Ihr über mich sagt, meine Freunde. — Wenn Ihr aber wollt, daß ich das Kind erwecke, so soll es geschehen,"

„Herr Zauberer," bat da eine Alte weinend, „die kleine Todte gehört uns: ich bin seine Großmutter. Meine Tochter säugte es noch und es sollte schon die Zähnchen bekommen, als es starb. Ach, es war so schön, so süß — Gott hat es uns genommen: sein Wille geschehe.... Jetzt haben wir ein anderes: was uns der Himmel mit der einen Hand genommen, hat er uns mit der andern zurückgegeben. Erweckt es nicht, denn meine Tochter hat nicht genug Milch für zwei und um ihm eine Amme zu halten, sind wir zu arm."

Da sagte der Arzt: „Genug für heute. Da Ihr mich heute das Wunder nicht vollbringen lassen wollt, soll es ein andermal geschehen, nicht, indem ich einen Todten erwecke, sondern indem ich Euch verhindere zu sterben." Höflich grüßend, entfernte er sich.

Seit diesem Sonntag vollbrachte er Wunderkuren in Cucugnan. Er ließ die Todten in Ruhe, aber er rettete Manchen das Leben. Die Cucugneser hatten nun großes Zutrauen zu ihm, denn wenn er sein Wort nicht gehalten hat, sagten sie, so sind wir schuld daran.

Hier endet die Geschichte. Sie endet gut, wie Ihr seht.

— Eine köstliche Probe des deutschen Gelehrtenstils wird in folgenden Zeilen mitgetheilt: Im Winter 1849 bildete das Tagesgespräch in Berlin ein Meteor, welches im Kastanienwäldchen neben der Hauptwache niedergegangen sein sollte. „Tante Voß" und „Onkel Spener" brachten lange tiefsinnige Abhandlungen über die wunderbare Erscheinung, bis endlich die chemische Untersuchung der aufgefundenen Masse ergab, daß man es mit dem gewöhnlichen Strontiansatz eines — bengalischen Rothfeuers zu thun hatte. In der Kgl. Akademie der Wissenschaften gedachte der große Naturforscher Ehrenberg dieser Begebenheit gelegentlich einer feierlichen Rede am 29. November in folgendem herrlichen Satze: „Freilich erlaubte auch neulich in Berlin der Mangel jeglichen Zeugnisses einer am Himmel fortbewegten beobachteten Feuer-Erscheinung bei bevölkerten Straßen und die durch die nahen Schildwachen erlangten directen Zeugnisse des alleinigen Aufblitzens von unten, einen in seinem Urheber nicht ermittelten, für ein Meteor gehaltenen Muthwillen mit Rothfeuer im Verein mit der chemischen Analyse des Rückstandes für solchen entscheidend anzuerkennen." — Also wörtlich zu lesen in den Verhandlungen der Kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin von 1849, Seite 353—354. Wie übrigens die Entscheidungen des Reichsgerichts in Leipzig beweisen, ist es seither mit dem Deutsch der Gelehrten nicht erheblich viel besser geworden.

„Der Maler der Hände."

Eine Erinnerung von E. Rossi.

Bis zum Jahre 1856 wurde alljährlich von dem Athenäum in der guten Stadt Brügge ein Preis von fünftausend Gulden für das beste Bild inländischer Maler als Prämie ertheilt; auf dem alten berühmten Rathhaus befand sich die aus den preisgekrönten Stücken bestehende Bildergallerie, nicht reichhaltig, aber vollwerthig! Weshalb sie im späteren Verlauf aufgelöst wurde, konnte unser Führer uns nicht erklären, doch als er meine Enttäuschung sah, da mich das Interesse für ein specielles Bild hingeführt hatte, rieth er uns, dem Großhändler Verden unsere Aufwartung zu machen. Dieser große Kenner und Kunstfreund sollte sicher wissen, wohin die besten Stücke gekommen.

Unser Besuch der alten niederländischen Stadt hatte eine kleine Vorgeschichte. Mehr als ein Jahr vorher waren wir in London in einer jener antithetischen Soireén, wie sie Ende der Sechziger in der Hauptstadt Albions so sehr Mode waren. Daß ein Bischof neben einem Schauspieler, ein Whig neben einem Tory saß, war hier das Gewöhnliche, selbst der Unterschied zwischen Adel und Talent, den die geistreiche Mrs. Trollope so haarscharf erklärte, hörte an der Tafel Sir Henry Bishop's auf — man konnte sein, was man wollte, nur mußten die Männer Geist, die Damen zum Mindesten Schönheit besitzen.

In einer großen Gesellschaft bilden sich Staaten im Staat. Bald war der Sessel einer reizenden Frau der Königsthron, auf dem sie ihr Fächer-Scepter für ein Stündchen schwang, öfter noch bildeten sich Vasallen um ein geistiges Oberhaupt. Zu den besten Sprechern gehörte der damals mit großartigem Erfolg gastirende Tragöde Forrest, eine imposante Erscheinung, dessen Augen sehnsüchtig und träumerisch in ein ungekanntes Reich der Schönheit und der Ideale zu blicken schienen. Es war mehr ein interessanter als schöner Mann, das Vollendetste aber, was ich je von menschlichen Formen erblickt habe, waren Edwin Forrest's Hände — ihre Bewegungen konnten mich, stundenlang fesseln, und wenn man neben einer Physiognomie der Hand von einer Mimik derselben sprechen darf, dann war es hier erlaubt! Wie diese Hände bei einer ruhigen Rede des Künstlers sich lang und still hingestreckt verhielten, bei einer Kontroverse aufzuckten und bei scharfem Disput mitstritten in ihren wellenförmigen Bewegungen! Wie anders sie, fromm in einander gefaltet, aussahen, als bei der drohenden Erhebung oder pathetischem Auseinanderspreizen!

„Sie haben wohl Interesse für schöne Hände?" fragte mich lächelnd mein Tischherr, der ebenso vorzügliche Kupferstecher als Schriftgelehrte Pater Rower, den ich auf des Tragöden Hände aufmerksam machte; „da rathe ich Ihnen, falls Sie einmal nach dem alten Belgium kommen, sich in Brügge auf dem Rathhaus, das Bild „Lenz im Winter" anzusehen — der kleine Felu, der Maler dieses Bildes, hat meiner Meinung nach das Höchste geleistet, was die menschliche Kunst in Wiedergabe von Händen leisten kann. Sie werden denken, daß Raphael die frommen Hände unübertrefflich darstellte. Rubens die sinnlich-lebensfrohen, Rembrand die geistvollen! Gewiß, aber es giebt doch viele Abstufungen dazwischen, die in viel realeres Gebiet hinübergreifen, z. B. die sittsame Hand der häuslichen Jungfrau, die runde und doch arbeitsfeste der Hausherrin, die sorgenvolle Runzelhand der Großmutter, das naive Patschhändchen des Kindes, dann wieder die feste Hand des Schützen, die grobsinnliche des Kriegsmannes, die nervöse Hand der Chatelaine, die weiche und doch markige des Künstlers. Es giebt da Varianten ohne Ende. Nun, auf diesem Bild, ein Familienball in der Scheune, an dem außer der Gutsherrschaft auch das Gesinde und Gäste verschiedenster Lebensstellung Theil nahmen, giebt es wohl keine Hand, die nicht hier in genialster Weise vertreten wäre. Das ist es aber nicht allein — doch ich will Ihnen die Pointe nicht vorwegnehmen! Ohne das Bild gesehen zu haben, hat sie wenigen Interesse; haben Sie es aber gesehen, so erfahren Sie aus der Biographie des Malers so wie so — nur so viel, gnädige Frau — es ist eine rührende Geschichte, ein Beitrag zu dem Thema, wie Gott im Schwachen stark ist!"

Die Tafel wurde aufgehoben; wir kamen von einander, andere Sterne winkten, und ich sah nur den talentirten Pater im Fortgehen einen Augenblick, doch rief er mir nochmals zu: „Also, Brügge — „Lenz im Winter" von E. Felu!"

Ich verbeugte mich und deutete auf meine Stirn: „Ist bereits notirt."

Er legte die Hand auf's Herz: „Wird auch dort notirt werden!" — — — — — — — — — — — — — — — —

Und nun waren wir, extra einen Abstecher nach der alten Stadt machend, an Ort und Stelle des mich oft quälenden Räthsels, und es war nur unserer Forschung entschwunden. Es aufzufinden, ließen wir, dem Rath des Cicerone folgend, uns bei Herrn Verden melden — ein freundlicher Empfang wurde uns zu Theil, und als wir unsere Frage gestellt, glitt ein herzlich-frohes Lächeln über seine breiten guten Züge.

Da hätten Sie zu keinem Anderen kommen dürfen, Monsieur et Madame, denn ich bin der größte Verehrer dieses Malers; ich habe zu denjenigen gehört, die seinem Bilde den Preis zuerkannten, und als unsere Stadt aus internen Gründen seine Galerie aufgab und wir uns direkt an Brüssel anschlossen und Antwerpen unterstützten — da gehörte zu den Bildern, welche ich für mich aussuchte und ankaufte, in erster Linie Felu's: „Lenz im Winter."

Ich machte einen Freudensprung: „So besitzen Sie es und wir werden es sehen?"

Der alte Herr nickte lächelnd und indem er voranging, bat er uns zu folgen; er schloß mehrere elegante Zimmea auf, die wir hinter ihm durchschritten dann öffnete er eine schwere Fensterportiere und ließ das volle Mittagslicht auf das Gemälde fallen.

Es fesselte nicht, wie ich erwartet, auf den ersten Blick — über dem Ganzen lag ein stumpfer Farbenton, es war eines jener Bilder, in das man sich vertiefen muß, dessen Eindruck dann aber unauslöschlich bleibt, ein Gemälde jener Art, von dem Goethe wie von jedem echten Kunstwerk sagt: „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren — das Echte bleibt der Nachwelt unverloren."

Und die Hände! Jede anders, und doch in ihrer Art schön! Pater Rower hatte sie richtig classificirt, gute, feine, fleißige, derbe, naive, sinnliche, schöne, liebe, geistreiche und arbeitsfrohe Hände, jede Art menschlichen Gefühls war in diese Hände gelegt; aber rührend wirkten auf mich die Hände eines jungen Mannes, der abseits vom Orchester — an einer großen Tonne — lehnend, beide Hände sehnsüchtig auf's Herz gedrückt hat und in stummer Trauer den Kopf senkt.

„Was fehlt Dir?" war man versucht zu rufen.—

Während ich, von dieser Gestalt angezogen, nicht von dem großen Schmerz des Jünglings loskommen konnte, fühlte ich, wie mir heiß die Thränen in die Augen und ebenso heiß der Wuns